

Von Buchstaben, die eine Welt bedeuten - und wie sie das tun

Interview Wissen ist zu einem wichtigen Exportgut geworden. Neben den etablierten Aushängeschildern wie Hilti, Hilcona oder Hoval machen neue «Marken» auf sich aufmerksam. Eine von ihnen ist die Balzner Sprachwissenschaftlerin Karina Frick.

VON GEORG TSCHOLL

«Volksblatt»: Karina Frick - wie würden Sie «Schluss machen»: Auf Facebook oder Twitter, mit SMS, per E-Mail oder persönlich?
Karina Frick: Auf jeden Fall persönlich!

Warum?

Ich bin der Meinung, dass ein persönlicher Schlussstrich respektvoller ist als die digitale Variante. Den Wunsch, ein solch unangenehmes Gespräch lieber zu vermeiden, kann ich aber gut verstehen; und wenn man sowieso vorwiegend über neue Medien kommuniziert - vielleicht sogar auf diese Weise zusammenkam - dann ist die Frage berechtigt, warum man nicht auch so Schluss machen soll. Aber möglicherweise ist das auch eine Generationenfrage, und ich bin schon zu alt, um diese Frage zu beantworten.

Die Digitalisierung, wie Sie ihr in Ihrem neuen Buch nachgehen, erfasst immer mehr Bereiche, von denen die meisten von uns einmal geglaubt haben, sie wären sozusagen nicht zu verhandeln ...

Und das wird auch definitiv noch weitergehen! Künstliche Intelligenz ist sicher eines der Stichwörter, das uns in den nächsten Jahren und Jahrzehnten noch ganz stark beschäftigen wird. Solche Entwicklungen können - besonders, weil sie auch so schnell voranschreiten - natürlich auch ganz schön beängstigend sein, vor allem weil es ja häufig auch sehr konkrete und durchaus auch negative Auswirkungen auf unser Leben hat; man denke nur an die vielen Stellen, die aufgrund der Digitalisierung verloren gehen bzw. schon verloren gegangen sind. Wer weiss, vielleicht brauchen wir in 20 Jahren auch keine Journalisten oder Wissenschaftlerinnen mehr! Übrigens, wenn man sich anschaut, welche (dystopischen) Zukunftsszenarien Huxley, Orwell, Bradbury und andere schon zu Beginn des 20. Jahrhunderts entworfen haben, dann sind diese aus heutiger Perspektive oftmals erschreckend realistisch.

Ich erspare Ihnen die Henne und das Ei nicht, wenn ich Sie frage, ob das Angebot unsere Wünsche formuliert oder der Markt sich nach unseren Bedürfnissen richtet. Was glauben Sie, wofür spricht was?

Ich würde dieser Frage mal elegant ausweichen wollen, indem ich behaupte, dass sich das gegenseitig bedingt. In vielerlei Hinsicht ist das Angebot viel grösser als unsere Wünsche; es setzt sich ja auch längst nicht alles durch, was auf den Markt kommt. Ausserdem passiert der Fortschritt oft so schnell, dass wir mit

dem Wünschen kaum nachkommen. Oder hätten Sie noch vor 20 Jahren geglaubt, dass Sie praktisch Ihre ganze private Korrespondenz oder auch Ihre Bankgeschäfte und Einkäufe einmal per Smartphone abwickeln würden? Doch mittlerweile kann man sich ein Leben ohne WhatsApp, Google Maps oder Wikipedia kaum mehr vorstellen. Und das ist ja auch das Ziel: Dass (verrückte) Ideen zu Wünschen werden, Wünsche zu Bedürfnissen und Bedürfnisse sich schliesslich zu (vermeintlichen) Notwendigkeiten entwickeln. In diesem Sinne glaube ich durchaus, dass (vorhandene) Angebote auch Bedürfnisse und Wünsche formulieren bzw. schaffen. Aber es gibt natürlich auch den umgekehrten Weg, ich denke da zum Beispiel ans Gesundheitswesen. Viele Entwicklungen, die dort dank der Digitalisierung stattgefunden haben, sind sicherlich aus ganz konkreten (Heilungs-)Bedürfnissen heraus entstanden.

Ich telefoniere nicht gern. In keinem anderen Gespräch kommen wir uns so nahe wie über glühende iPhones. Jetzt, auf dem Gipfel einer neuen Schreibkultur, sollen wir wieder anfangen, mit unseren Kommunikationsmedien zu sprechen. Kann es für mich nur schlechter werden?

Spielen Sie damit auf die steigende Beliebtheit von Sprachnachrichten über WhatsApp an? Denn da besteht ja schon ein wesentlicher Unterschied zum Telefonieren: Das Gegenüber kann uns nicht unterbrechen oder den geplanten Themenverlauf ändern, wir müssen nicht unmittelbar auf (vielleicht unangenehme) Äusserungen reagieren, peinliche Pausen, Unterbrechungen oder langweiliger Small-Talk können vermieden werden usw. Vieles, was am Telefonieren unangenehm sein kann (ich tue es übrigens auch nicht gerne), fällt bei Sprachnachrichten also weg, sie sind in diesem Sinne dem Schreiben näher; gleichzeitig weisen sie Vorteile auf: Es geht bedeutend schneller, etwas ins Telefon zu sprechen, als es aufzuschreiben und komplexe Sachverhalte sind mündlich oft einfacher darzustellen als schriftlich, Missverständnisse können so einfacher vermieden werden. Ein grosser Vorteil der Schriftlichkeit fällt aber auch weg: Sprachnachrichten erfordern mehr Aufmerksamkeit und sind viel weniger diskret als Schriftliches, sie können nicht nebenbei in der Vorlesung oder an einer Sitzung gehört werden. Jedenfalls glaube ich ohnehin nicht, dass es schlechter für Sie wird. Schreiben ist und bleibt enorm wichtig, sei es in der privaten Alltagskommunikation oder in der geschäftlichen Korrespondenz. Übrigens glaube ich schon, dass wir uns über Face-to-Face-Gespräche

durchaus noch näher sind als über «glühende iPhones». Aber seit wir vermehrt schreiben, ist das Telefonieren sicherlich vom Gefühl her «persönlicher» geworden als vielleicht noch vor einigen Jahren. Diese Verschiebung ist generell zu beobachten: Noch vor einigen Jahren erschien es unpersönlich, Geburtstagsglückwünsche über WhatsApp zu verschicken; heute ist das vollkommen normal geworden.

Sie machen in Ihrem Buch eine sehr spannende Unterscheidung. «Schreibkompetenz», sagen Sie, wird für gewöhnlich und stillschweigend mit der Beherrschung der Rechtschreibung gleichgesetzt. Ich kann dann gut schreiben, wenn ich keine diesbezüglichen Fehler mache. Auch wenn der Umkehrschluss nicht gelten muss, stünden uns sonst düstere Zeiten in Sachen Literatur - vielleicht als riskante, mutige Formen des Schreibens verstanden - bevor. Tun sie das? Oder: Was ist ein guter Text, worauf kommt es an?

Das ist zumindest eine gängige Ansicht in der Öffentlichkeit: Wer Rechtschreibfehler macht, kann nicht richtig schreiben, wer keine macht hingegen schon. Dass das viel zu undifferenziert ist, kann man sich leicht klarmachen, denn Schreiben ist nun mal nicht nur eine orthografische Angelegenheit (sonst bräuchten ja weder Literatinnen noch Journalistinnen ein Lektorat bzw. Korrektur). Was ein guter Text ist, das kann nur in der jeweiligen Kommunikationssituation und im entsprechenden Kontext bewertet werden. Das kennen Sie aus der Redaktion ja selbst: Für einen Sportbericht gelten andere Gütekriterien als für einen Artikel im Kulturteil. Ein guter Text ist also ein Text, der situationsadäquat verfasst ist; in manchen Fällen bedeutet das dann eben, dass er fehlerlos ist (z. B. bei einer Bewerbung); in anderen, dass bewusste Abweichungen von der Norm durchaus willkommen sind (z. B. im Chat). Und in der Literatur gelten übrigens ohnehin andere Regeln. Sprache ist dort niemals zufällig, Fehler können ganz bewusst eingesetzt werden und eine Funktion übernehmen und Klang, Form, Rhythmus und natürlich Inhalt spielen dort eine entscheidende Rolle.

Haben Sie wirklich die ganze, 2013 herausgekommene, Übersetzung von Melvilles «Moby Dick» in Emojis (www.emojiddick.com) gelesen, sich die 2016 erschienene Emoji-Bibel angeschaut? Welches sind, ganz generell, die Voraussetzungen, eine gute Leserin zu werden?

Nein, ich habe nicht das ganze Buch gelesen, sondern mir lediglich einzelne Ausschnitte angeschaut. Man muss den Inhalt des Originals also schon recht gut kennen, um die Emoji-Version entschlüsseln zu können. Ich nehme an, das gilt auch für die Emoji-Bibel, die ich aber (noch)



«Übrigens glaube ich schon, dass wir uns über Face-to-Face-Gespräche durchaus noch näher sind als über «glühende iPhones»»: Karina Frick. (Foto: ZVG)

nicht gelesen habe. Eine gute Leserin wird man meiner Meinung nach, wie bei so vielem, vor allem durch Übung und Ausdauer. Wer viel liest - am besten unterschiedliche Texte aus unterschiedlichen Genres -, lernt am besten, die wichtigsten inhaltlichen Punkte zu erfassen, Zusammenhänge (auch zwischen verschiedenen Texten) zu verstehen oder auch eine kritische Position zu entwickeln. Ich persönlich glaube ja nach wie vor, dass Bücher die beste Waffe sind und habe, wo immer ich hingehe, stets ein Buch bzw. seit neuestem meinen e-Reader dabei.

Mein Vorurteil sagt mir, dass die der Digitalisierung angelastete Kritik am Sprachverfall so lange unbegründet ist, wie «das Digitale» nur die Versäumnisse «im Analogem» sichtbar werden lässt. Weshalb liege ich richtig, weshalb falsch?

Solange man «das Digitale» nur anhand «des Analogem» bewertet oder umgekehrt, ist die Kritik sicher zumindest unzulänglich, da stimme ich Ihnen zu. Es handelt sich hier um zwei sehr unterschiedliche Schreibkontexte, die beide bestimmte Vor- und Nachteile aufweisen, und das sollte bei einer Bewertung auf jeden Fall berücksichtigt werden. Das digitale Schreiben erlaubt es uns, ganz neue, vom Analogem unabhängige (Schreib-)Praktiken auszuprobieren und zu entwickeln, und Neues wird - insbesondere im Zusammenhang mit Sprache als identitätsstiftendem Kulturgut - häufig kritisch betrachtet und mit angeblich «besseren» früheren Zuständen verglichen. Die Kritik an der Sprache ist in dieser Hinsicht schon sehr alt. Jedenfalls können die Normen, die für analoge Schriftlichkeit gelten, nicht unhinterfragt auf das digitale Schreiben übertragen werden. Allerdings, und das ist meines Erachtens besonders wichtig, gibt es auch nicht «das eine» digitale Schreiben, vielmehr muss zwischen einzelnen Kontexten und Situationen unterschieden werden: Je nachdem, ob ich eine private WhatsApp-Nach-

richt an meine Freundin sende oder eine E-Mail-Anfrage an meine Professorin richte, gelten andere Regeln. Wenn es in einer solchen E-Mail von Emojis wimmelt, die passende Anredeformel fehlt und die Rechtschreibung jenseits der geltenden Regeln ist, dann kann man dieses Schreiben durchaus zurecht kritisieren. In einer WhatsApp-Nachricht kann hingegen genau das angemessen sein.

Bevor Sie Ihre wissenschaftliche Laufbahn einschlugen, waren Sie Praktikantin und langjährige Freie Mitarbeiterin beim «Volksblatt». Gibt es da einen Zusammenhang? Sind Sie eine Ausnahme oder wir so gut?

Der Zusammenhang besteht sicher in meiner Liebe zur Sprache, die ich an beiden Orten ausleben konnte bzw. kann. Das ist es nämlich auch, was ich an meinem jetzigen Beruf nach wie vor am liebsten tue: Schreiben. Im Hinblick darauf habe ich in meiner Zeit beim «Volksblatt» - wo man mir auch immer grosse Freiheit gelassen hat - viel gelernt, auch wenn es eine ganz andere Art von Schreiben ist.

Das im Interview angesprochene Buch heisst «Schreiben digital» und ist 2016 im renommierten Kröner Verlag Stuttgart erschienen. Es kostet 20,90 Franken und hat 180 Seiten.

Zur Person

Karina Frick im Kurzporträt

Karina Frick ist in Balzers aufgewachsen und hat das Liechtensteinische Gymnasium in Vaduz besucht. Anschliessend hat sie in Zürich Deutsche Sprachwissenschaft und Geschichte studiert. Nach dem Studium hat sie in Zürich und Leipzig ihre Dissertation unter dem Titel «Elliptische Strukturen in SMS» verfasst, die im April bei de Gruyter erscheint. Derzeit arbeitet sie als Postdoktorandin beim Universitären Forschungsschwerpunkt Sprache und Raum und koordiniert zudem ein Projekt zu schweizerdeutschen Dialekten.

Van Eck Verlag präsentiert seine Spitzentitel

Büchersalon Berlin

TRIESEN Der Schweizerische Buchhändler- und Verleger-Verband (SBVV) führt zusammen mit der Schweizerischen Botschaft in Berlin zum zweiten Mal den «Auftritt-Schweiz» durch. Als Verbandsmitglied wurde der van Eck Verlag ebenfalls zu dieser Veranstaltung am 26. Januar - die die Verlage mit der Lite-

raturszene, den Medien und Buchhändlern kurzschliesst - eingeladen. Der Triesener Verlag wird durch das Autoren-Ehepaar David und Ursula Seghezzi sowie den debütierenden Autor Ronnie R. Vogt vertreten sein. Sie werden die Frühjahrstitel «Naturmystik» beziehungsweise «Der Tote» präsentieren. (red/pd)



Van-Eck-Autoren: Ursula und David Seghezzi (links) und Ronnie R. Vogt. (Fotos: ZVG)

